



Ankunft im Unbekannten

Als ich den Wald neugierig auf das Bevorstehende verlasse, überrascht mich am meisten sein abruptes Ende: Der Pfad reißt buchstäblich unter meinen Füßen ab.

Aufmerksam sehe ich um mich, erkenne jedoch nur Fremdes: Am Horizont erstrecken sich baumlose, begraste Hügel anstelle der erwarteten Ausläufer eines Gebirges. Diese Hügel säumen in einer Linie den Horizont, so weit ich auch sehen kann. Zwischen hier, dem Waldrand, und diesen Hügeln dehnt sich eine abschüssige Ebene aus, überwiegend begrast; irgendwie »nordisch« und »kalt«. Jetzt denke ich an das typische Landschaftsbild Schottlands.

Der Waldrand ist in der Tat ein Rand, denn er wirkt so abbrüchig, als wäre er bis genau hierher gerodet worden. Stellenweise durchschneiden Hecken aus bunter Hagebutte und Nester aus erstaunlich hochrankendem Löwenzahn dieses Regelmäßige; jedoch, das erstaunlichste, das sich nur vorstellen lässt, das zeigt sich zu meiner Rechten: Mit Grübeln und Entsetzen starre ich ... hinauf auf ein Meer!

Einerseits weile ich am Waldrand, andererseits nur wenige Dutzend Meter entfernt von einer Klippe, die zum Meer hin abbricht; an einer Stelle, wo auch der seit Tagen durchquerte Wald ausläuft.

Aber ein Meer? Ein richtiges Meer? Das zu begreifen ist mir jetzt nicht möglich. Sogar die Luft schmeckt salzig und man hört ein leises Brandungsrauschen, das ich zunächst, da ich noch nichts von einem Meer wusste, für das Rauschen von Laub halte. Aber wie kann ich mich so außerordentlich verlaufen, um an eine Meeresküste zu gelangen? Und wichtiger die Frage: Wie kann ich eine Küste erreichen, wenn ich an einem Berghang mit meiner Reise beginne und

dann immerzu aufwärts gehe? Und habe ich im Winkel des Auges nicht stets ein paar Berge gesehen?

Behutsam mache ich einen Schritt vorwärts: von jenem Meter Weg, der aussieht, als sey er täglich von hundert Stiefeln niedergetreten, hin auf eine Wiese, auf der von einem Weg nicht das geringste erkennbar ist. Selbst im Gras gibt es keine Anzeichen dafür, daß hier je ein Weg begonnen oder geendet hatte. — Nun gut, muß ich mir eben einen neuen Weg treten — zur vor mir liegenden Siedlung.

Anfangs sind mir die wenigen bis zur rauschenden Meeresküste ausstreckenden Häuschen nicht aufgefallen; und sie wären auch unauffällig geblieben, wenn nicht aus drei Ecken hellgrauer Rauch aufgestiegen und sich sogleich, ohne eine stehende Rauchsäule auszubilden, im Schatten der umliegenden Felsen und Steinhäuser verteilt hätte.

Von meinem Standpunkt aus bleibt mir ein Teil des gesamten Ausmaßes der Siedlung verborgen, aber groß kann sie nicht sein. Häuser reichen jedoch sicher zur Küste, von wo ein einzelner Steg mit daran festgemachten Booten ins Meer hinausführt. Inmitten der mit Stroh bedeckten Häuser, ich zählte fünfzehn, schlängelt sich ein aus dem Hinterland ankommendes, harmloses Bächlein und mündet letztlich auch ins Meer.

Zwei oder drei der Gebäude, so gut ich es aus zwei Kilometern Entfernung sehen kann, sind mit Holzschindeln gedeckt und zwei Stockwerke hoch. Aufwarten kann jedoch das gesamte Dorf mit einem besonders einladenden Charme. — Und wirken nicht die meisten überblickbaren Siedlungen entweder abschreckend oder anziehend? Das ist bei Großstädten anders, da sie keines von beiden Extrema erfüllen; was wohl damit zu tun hat, daß man selten erkennen kann, wo sie beginnen oder enden.

Gerade will ich mich in Bewegung setzen, tapfer auf das unbekanntes Dorf zuschreiten, da höre ich ein Knacken im Gebüsch hinter mir. Erschrocken wende ich mich dem zu und starre sogleich in die mich fixierenden Augen eines Mädchens. Etwa zwanzig Meter entfernt steht sie dort in den Büschen, niedrigen Tannen und umgestürzten Totholz. Warum sie mir nicht eher aufgefallen ist, kann ich nicht glaubwürdig begründen, denn mit ihrem gelben Kleid fällt sie auf wie nichts ande=

res um sie herum. Am unteren Saum ist der gelbe Stoff von der feuchten Walderde beschmutzt, sonst leuchtet sie ganz ungewöhnlich in ihrem eigenen erhabenen Schein.

Als hätte ich ein Reh aufgeschreckt, das nun mit klopfendem Herz innehält und nach der möglichen Befahr Umschau hält, starrt sie zurück. Es scheint sogar so, als hofft sie, wie ein Reh, unsichtbar zu bleiben, was angesichts ihrer leuchtenden Kleidung aber unmöglich ist.

In der einen Hand hält sie einen mit trockenen Ästen gefüllten Flechtkorb, die andere Hand hat gerade einen weiteren Ast aufgehoben und dabei wahrscheinlich das knackende Geräusch verursacht.

Zaghaft ihre Gestalt, wunderschön ihr Gesicht. Welch einen Kontrast ihre anmutige Gestalt doch bildet zu dem kalten, steifen Wind, den baumlosen Ebenen, dem tiefen Wald und dem ärmlichen Fischerdorf! Und doch, davon bin ich sofort überzeugt, gehört sie hierher.

Um die Taille ist ein Gürtel gelegt, von dem ein Säckchen und ein Bündel herabhängen. Das gelbe Kleid hat nur kurze Ärmel angenäht, darum liegt ihr wegen der auffrischenden Küstenluft noch einen Schal um Halsauschnitt und Schultern. Nachdem das aufgesammelte Feuerholz behutsam ins Körbchen getan ward – wohl bemerkt, ohne den Blick zu mir abzulassen – greift sie nach Schal und Kopfhaube; das Haar weht hervor, weht ihr zwischen die Augen ..., was aber nicht den Blickkontakt beirrt.

»Hallo! Hab' keine Angst! Ich bin fremd hier!«

»Ich habe keine Angst!«, tritt sie furchtlos hervor, nun endlich den beharrlichen Blick gelöst. Vorsichtig gibt sie sich und ernst, zeigt aber, trotz ihrer jungen Jahre, nicht die geringste mentale Schwäche. »Und fremd bist du auch nicht.«, ergänzt sie nach einer zweiten Begutachtung meiner Person.

Diese Aussage verwundert mich zwar, aber ich denke mir nichts weiter dabei: »Sag', Mädchen, was ist das für ein Meer dort?«

»Das Nordmeer natürlich!«, erklärt sie mir ohne Verzögerung. Sie spricht so selbstsicher, daß man meinen könnte, sie spreche die Wahrheit!

Um meine in Erstaunen gehüllte Unkenntnis auch weiterhin zu verbergen, sage ich folgendes:

»Ich ... bin mir nicht sicher, ob ich weiß, wo genau ich mich befinde.«

»Das sagen sie alle.«, antwortet sie, zustimmend nickend.

»Wer alle?«

»Na alle, die bislang hier angekommen sind!«, weiß sie und widmet sich wieder dem Auflesen trockener Äste. Ein paar Sekunden beobachte ich dies, dann entscheide ich mich gegen weiteres Ausfragen; aber mit Sicherheit weiß sie mehr.

»Ich bin übrigens ...« Dann will ich meinen Namen doch nicht sagen.

Der Moment hätte tausend Monde dauern können und wäre doch nicht vorangeschritten: Ihr auffälliger Blick sticht meine Ausdauer und ich lasse ab sie anzustarren und auf Antwort zu warten. Pure Intelligenz sprudelt allein durch ihren Blick aus ihr heraus; wer kann schon wissen, welches Potenzial sie tatsächlich zu offenbaren fähig sey?!

Nach einer Weile wird sie des Aushaltens auf Antwort wohl überdrüssig: »So heißt du also? Ich hatte mir schon so etwas gedacht. Du siehst aus wie ein Namenloser!«

»Wirklich?«, verblüffe ich und erinnere mich, daß so etwas noch nie zu mir gesagt wurde.

»Nun sage, wie ich heißen könnte.«, fordert sie im kalten Ton. Und obwohl ich glaube, daß Arroganz niemals sympathisch ausgedrückt werden kann, scheint es in dieser besonderen Situation doch genau so: Ihr anmaßender Ton ist nicht denunzierend gemeint, sondern entspricht vielmehr einer Aufforderung zur Unterhaltung sowie, wie ich ahne, auch zum Testen. Was nur sind ihre Absichten? Ob sie herausfinden will, auf welche Weise ich ihrem Intellekt zu antworten fähig bin?

Und da ist noch etwas anderes: Mich beschleicht der Verdacht, mit mir selbst zu sprechen, da ich fast genau die gleiche Frage gestellt hätte – in ihrer Situation natürlich; als wäre ich Schriftsteller und hätte diesen Dialog aus einem einzigen Geist niedergeschrieben! Viel mehr als erwartet scheine ich in diese Welt eingebunden zu sein, und doch liegt alles im Ungewissen: Zu keiner Sekunde weiß ich über die kommenden Stunden, das Dorf und dort lebende Menschen Bescheid! Wenigstens mein Gegenüber ist wie ich.

Diese Überlegung zugrunde gelegt, schließe ich die Augen, sehe wieder auf sie und rate:

»Elena?« – Es war der erste Name, der mir in den Sinn gekommen ist; unmöglich mochte er richtig sein! Aber sie wollte es ja so.

Und war es nun richtig? Oder gebe sie entfesselt zur Antwort: »So ein Quatsch! Ich sehe doch gar nicht aus wie eine Elena! Ich heiße ...«

Die Kleine spricht nichts. Keine Veränderung ihres verschlagenen Lächelns. Heißt das jetzt, daß ich sie beeindruckt oder beleidigt habe? Das mit der Beleidigung habe ich riskiert; schließlich kann es mir gleichgültig sein, ob sie mir fortläuft. Die Siedlung sehe ich ja mit eigenen Augen; die hätte ich auch ohne Fremdenführer erreicht.

»Du solltest besser nicht alleine gehen.«, entgegnet sie mir. Hat sie das nur zufällig so gesagt? Oder kann sie – es erschauert mich – auch noch Gedanken lesen?

»So? Und weshalb?«, bibbert meine Stimme, denn nun ist sie mir unheimlich.

»Der Nebel kommt zurück. Spürst du ihn nicht auch?« – Beim Blick übers Meer fällt mir nichts auf. Elena, wie ich sie nenne, oder wie auch immer ihr wirklicher Name lautet, rückt mit dem Kopf in Richtung der Siedlung: »Komm nun!«

Tatsächlich scheint sie kein Mensch, der viel plappert. So denke ich, während ich ihr hinterherlaufe. Wir nehmen den direkten Weg vom Waldrand zur Siedlung und durchqueren dabei ein brachliegendes Feld. Die Pflanzenreste gehören zu irgendeinem Getreide.

Das Mädchen dreht sich nie um und spricht auch nicht weiter mit mir: Duldsam trägt sie das Holz und bewegt sich ungewöhnlich trittsicher auf dem unebenen Acker – ich habe sogar Mühe hinterherzukommen!

Vielleicht liegt das auch an meinem Hunger; noch immer hoffe ich, in der Siedlung etwas Eßbares kaufen zu können.

Eine halbe Stunde später erreichen wir den Perimeter des Dorfes. Damit will ich nicht sagen, es gab einen Zaun, ein Tor oder eine Stadtmauer! Zwei Wege führten in die Siedlung hinein und mehr nicht. Das vom Siedlungskern am weitesten entfernte Haus entspricht einer Scheune. Aber es ist Zufall, daß ich dieses Gebäude noch als solches sehen kann: Denn Nebel ist unbemerkt aufgezogen.

Als stehe man unmittelbar in einer weißen Wolke, ist der Nebel so dicht, daß ich die Feuchtigkeit auf meiner Haut spüre und den Kragen hochziehe. Meine Be-

gleiterin geht anfangs neben mir, schreitet dann aber immer schneller und entwischt, einige Meter voraus, aus meinen Augen.

Genauso ergeht es mir mit den Gebäuden: Linkerhand irgendein Haus ..., kaum gesichtet, und schon durch eine vorbeischießende Nebelschwade verdeckt. Wollte ich das Mädchen nicht verlieren, musste ich eilen und so ziehen die Häuser dieser Siedlung zunächst unbeachtet an mir vorbei wie Fenster-Panoramen einem Zugreisenden.

Und dann geschieht, was passieren musste: Das Mädchen ist weg! Ich rufe nach ihr, aber sie antwortete nicht. Keine Tritte, keine Geräusche – mit Ausnahme des brandenden Meeres. Hätte ich mich nur fünf Mal im Kreis gedreht – es wäre mir unmöglich gewesen, in jene Richtung zu weisen, aus der ich gekommen bin.

Also irre ich voran, erkenne hin und wieder einen Hausgiebel hervorstechen, aber nicht mehr. Durchstreife ich noch den Außenbezirk oder stehe ich bereits auf dem Marktplatz? Ich kann doch nicht als Fremder einfach an irgendwelchen Türen klopfen!

Und das Mädchen? Unzweifelhaft, daß sie sich hier auskennt (sagte sie doch sogar den Nebel vorher!). Ist sie absichtlich fortgegangen oder war es ein Versehen? Und suchte sie mich nun? In einem Nebel jedoch getrennt zu werden, so dicht er auch sein mag, erscheint mir absurd wie jemanden in einem Linienbus aus den Augen zu verlieren.

Im grenzenlosen Milch-Weiß wimmert ein goldenes Licht, danach ein Zweites. Irgendwie nah und doch gern zugleich: Die Arme vorstreckend in der Erwartung, jeden Moment damit zusammenzustößen, dauert es gut dreißig Schritte, ehe ich vom schlammigen Boden auf eine Holzterasse trete und vor einer Tür halte. Rechts und links von dieser schimmert durch zwei kleine Fenster goldgelbes Licht; jenes Licht, das mich seit Minuten wie eine Motte angezogen hatte.

Das über der Tür hängende Schild kann ich nicht mehr lesen ehe ich eintrete: Das ist auch gar nicht nötig; es ist unmißverständlich, welches Gebäude ich betreten hatte.

Gerade beginnt es zu regnen, und ich schüttele mir die ersten Tropfen aus dem Haar. Nun schlage ich meinen Kragen wieder um, öffne den obersten Hemdknopf: Denn in einer Ecke des Raumes brennt ein kräftiges Kaminfeuer.

Das überraschte mich, denn überall sehe ich Bücher: Auf den Treppentritten, auf der Ladentheke, als Kippelstütze für einen Tisch; in mehreren Stapeln auf selbigen Tisch; in endlosen Regalen, sogar auf dem Kaminsims! Ohne Zweifel stehe ich in einem kleinen Buchladen.

Während dieser ersten Einschätzung kommt mir zunächst gar nicht der Gedanke, wer in einer so abgelegenen Gegend und in einem derart winzigen Ort überhaupt Bücher kaufen will oder verkaufen kann! Später sollte ich den Grund erfahren und kaum ein anderes Erlebnis sollte mir peinlicher in Erinnerung geblieben sein.

Die Ladentheke besteht aus massiven Holz und ist auf der Vorderseite, das heißt dem Kunden zugerichtet, mit imponierenden Schnitzereien – Blumen=Reigen und andere abstrakte Motive – bestückt. Die Theke nimmt beinahe die gesamte Raumbreite ein, nur ein Spalt zwischen Bücherstapeln bleibt zum Durchtreten frei.

Betrocknete Blumen hängen von der Decke herab, ein Teekessel siedet Wasser auf einem Gestell nahe dem Kamin. Zwei halbvoll gefüllte Öllaternen brennen nahe der Tür – sie bescheinen die kleinen Fenster von innen mit ihrem goldgelben Licht, dem ich gefolgt bin. Nun trommelt heftiger Regen in schüttenden Hieben gegen die Scheiben. Immer noch ist niemand zu sehen.

In den folgenden Sekunden wandern meine Augen so konzentriert über die Buchrücken=Armeen, daß ich das Erscheinen des Ladenbesitzers verpasse. Da gibt es jede Größe und Dicke von Büchern, nur nichts Modernes! Keine bunten, auffälligen Farben, kein Glanzdruck. Ich schliesse, daß sich dieser Händler auf antiquierte Bücher spezialisiert hat. Oder ist es überhaupt ein Händler, so freizügig ich den Begriff verwende? Immerhin sehe ich keine Kasse. Es hätte auch ein verrückter oder, wie man heute sagt, übertrieben engagierter Privat=Sammler gewesen sein können. Wer aber hinter einem dicht gestellten Regal erscheint, ist alles andere als seltsam. In der Tat kann ich heute sagen, daß dieser Mann zu den nüchternsten, weisesten, Lebens=vertrautesten Geistern zählt, die ich je kennen durfte.

»Guten Abend!«, beginnt er, obwohl er mich noch gar nicht angesehen hat.

»Abend?«, widerspreche ich verwundert: »Wir haben doch noch ...«

Nun schauen wir einander in die Augen: Es ist das einzige Mal, daß ich die=sen Menschen sprachlos erlebe.

Sofort assoziiere ich sein kurzes, spitz zulaufendes Gesicht, den stoppeligen Bart, das zu einem Scheitel gekämmte Haar und die gleichzeitig durchdringenden wie auch Langeweile ausdrückenden Augen mit einer höchst vertrauten Person. Nur die Brille ist mir bislang unbekannt – kein Wunder, schließlich habe ich ihn seit dem Ende der Schulzeit nicht mehr gesehen!

»Oren? Bist du das?« – Kaum glauben will ich dieses außergewöhnliche Wiedersehen, verbinde ich mit Oren doch ganz bestimmte Erinnerungen an eine hochwertige, enge Freundschaft. Schon während der Schulzeit hat er mich mit seiner draufgängerischen Art, seinen sportlichen Fähigkeiten und der ersten intimen Beziehung zu einem Mädchen in der Klasse beeindruckt.

»Ja, bin ich!« – Wir beide schmunzeln uns an; Worte sind überflüssig, alle Gesichtern mit diesem Blick längst ausgetauscht.

»Ich glaub's nicht! Wie ..., seit Jahren haben wir uns nicht gesehen! Und nun begegnen wir uns? Hier?«, plaudere ich überwältigt los, während wir uns die Hand reichen.

»Ja, hier. Wo ich hingehöre.« – So eine Art trockenen Kommentar habe ich erwartet, und es spricht ja nichts dagegen. Schließlich leben auch Catla und Darren hier – na ja, wenigstens im Bundermannal. Oren zu begegnen ist trotzdem etwas Besonderes.

Ein paar Worte zu meinem Wissen ohne Herkunft: Bestimmte Dinge dieser Welt weiß ich einfach, und kann nicht sagen woher – so wie man nicht sagen kann, an welchem Tag man gelernt hat, bevorzugt mit der einen oder anderen Hand zu schreiben, oder Anerkennung für etwas zu haben (eine Landschaft, eine Farbe, eine Melodie), für die andere nur Abschätzung aufbieten. So erinnere ich mich ohne Nachdenken an eine Mischung aus Vergangenheit, Erfahrung und frommen Wünschen, alles Zutaten, die die vor mir liegende Begebenheit heute bestimmen. So begegnen mir Menschen wie Oren, deren Gegenwart ich als selbstverständlich annehme, obschon ich um die Paradoxie ihres Hierseins ahne. Seltsam. Genauso würde ich meine Begegnung mit Darren und Catla beschreiben.

Man stelle sich vor: Eines Tages begegnet man, sagen wir in einem Schmuckgeschäft, einem ehemaligen Schulfreund. In einer Großstadt ist dieses Szenario gar nicht so unwahrscheinlich. Aber daß man einen solchen Bekannten, hier im Nir=

gendwo, wiedertrifft, das kenne ich nur aus Träumen: Oft erzeugte mein schlafender Geist diese Menschenbilder von solchen, an die man jahrelang nicht gedacht hat. Und beim Erwachen wusste man nicht, warum gerade diese Personen geträumt wurden. Was ist nun diese Welt? Ein Traum?

Meine Überraschung mißt sich in Größe mit meinem Hunger. Als habe Oren das geahnt, tritt er in eine hintere, nicht einsehbare Räumlichkeit zurück und kehrt zurück mit einem Brettchen voller Butterbrote: »Nimm, Freund!«, erwähnt er selbstlos. Und ich greife gerne zu.

»Erzähle einmal! Wie bist du hergekommen? Und arbeitest du hier?«

»Das ist mein Buchladen! Schon eine ganze Weile. Eigentlich schon vor der Geburt meiner Tochter.«

»Du hast eine Tochter?«

Beinahe im gleichen Augenblick, wie wir auf seine Tochter zu sprechen kommen, schlägt eine Tür im hinteren Gebäudeteil zu und dasjenige Mädchen, das mich zum Dorf begleitet hatte, steht im Geschäft.

»Elena! Da bist du ja endlich! Ich will dir meinen alten Freund vorstellen. Sage Guten Tag!«

Und, sei's drum, worüber sollte ich mehr erstaunen? Darüber, daß ausgerechnet sie seine Tochter ist, oder daß sie tatsächlich den von mir erratenen Namen trägt? Schließlich quetsche ich ein vertrocknetes »Hallo nochmal.« hervor und blicke ihr verblüfft hinterher, wie sie das Feuerholz wortlos neben den Kamin wirft und sich dann entfernt.

Oren gießt mir Tee ein und ordnet dann die lose hingeworfenen Stöcke seitlich vom Kamin: »Sie meint es nicht so.«, entschuldigt er ihre Verschwiegenheit: »Aber sie ist Fremden gegenüber schüchtern.«

»Hast du auch eine Frau?«, leite ich sofort über.

»Ja, Mathilda heißt sie. Am besten wir treffen uns einmal alle zum Essen, dann lernst du den Rest meiner Familie kennen.«

(Er meinte doch nicht etwa die Mathilda, eben jene Ärztin aus Braudorf, die mit Catla zusammen ein Geschäft betreibt? – Das kann doch nur ein Zufall sein!)

»Einverstanden. Aber ich weiß im Moment nicht, wie lange ich bleiben kann. Kommt darauf an, ob ...«

»Worauf?«

»Zunächst einmal: Wo ich bin!«

»In Fornburg. Und natürlich wirst du bleiben!«

»Fornburg«, murmele ich wiederholend: »Tja, weißt du«, fahre ich verlegen fort, »eigentlich habe ich mich verlaufen und muß zurück ins Graublatttal. Dort steht nämlich mein Haus.«

»Wohin?«

»Ins Graublatttal! Kennst du das nicht? Das ist in den Bergen irgendwo dort hinten, wo ich aus dem Wald kam!«, und zeige mit dem Finger selbstsicher in diese Richtung.

»Graublatttal habe ich noch nie gehört. Und auch nicht, daß südlich vom großen Wald irgendeine Siedlung liegen soll. Hier gibt es nur das Meer und Fornburg. Wir liegen hier sehr abgeschieden.«

»Dann muß ich mich mehr verlaufen haben, als ich dachte!«

»Nein, alles in Ordnung.«, lächelt er fürsorglich.

»Ich glaube das nicht!«, schüttle ich in einer beginnenden Panik den Kopf: »Weißt du, dieses Meer ..., das sollte es eigentlich nicht geben! Gerade noch bin ich im Gebirge und nun ...« – Jetzt empfinde ich in der Tat Hilflosigkeit, sehe ich doch keinen Weg, ins Graublatttal zurückzufinden. Aber Oren spricht eine beruhigende Metapher:

»Du hast eine Insel erschaffen und kanntest lange Zeit nur diese eine Bucht. Und nun bist du überrascht, weil du eine andere, vorher nicht einsehbare, da im Dschungel verborgen liegende Bucht entdeckt hast?!« – Eine unmissverständliche Anspielung auf die von meiner Fantasie geschaffene Welt!

»Woher weißt du ...?!«

»Siehst du diese Bücher? Alle diese Bücher?« – Er geht herum und präsentiert mit seiner Hand die runzeligen Buchrücken: »Alle diese Bücher habe ich gelesen und weiß daher so einiges!«

»Was geschieht mit mir? Verliere ich den Verstand?«, brabble ich im Wahn und mir ist, als wäre gerade ein UFO vor meinen Augen gelandet. So leer wie mein Wesen gerade erscheint, so angefüllt an Kenntnissen wirkt mein Gegenüber. Als wisse er all das, das ich eigentlich wissen sollte. Bin ich nicht Urheber einer sol=

chen Welt? Sollte ich daher nicht Bescheid wissen, wem ich begegne und welche Geschehnisse eintreten? (Oder ist dies der Vorzug eines Schriftstellers, der seine Geschichte beginnt und nichts von ihrem Ende weiß?)

Nun bin ich selbst zum Darsteller geworden, einem Teil dieser Welt. Trotz, daß ich wie vor den Kopf gestoßen bin, akzeptierte ich langsam diese neue und auch interessante Umgebung.

»Das wird dir alles noch seltsam vorkommen. Aber vertraue meinem Wort, wenn ich dir sage: Morgen ist alles ganz anders.« – Ich nickte, glaubte ihm aber nicht.

Womit er mit seiner Anspielung allerdings Recht hat: Daß die Aussicht auf den nächsten Morgen in meinem Unterbewusstsein wächst und ich Müdigkeit zeige.

»War etwas viel für dich heute, nicht wahr?!«, lacht er.

»Ja, irgendwie schon. Hast du etwas einzuwenden, wenn ich heute Nacht bei euch schlafen möchte?«

»Nein – wir haben kein Bett frei. Aber es gibt da ein Haus, das du haben kannst.«

»Das ich ... ›haben‹ kann?«, stocken mir die Worte. »Wie meinst du das mit dem Haus? Redest du von einem Gasthof hier im Ort?«

»Nein!«, verdeutlicht er sich: »Ich meine ein Haus, das du beziehen kannst!«

Noch immer komme ich aus meiner Fassungslosigkeit nicht heraus. In meinen verwünschten Ohren klingt das so, als haben sie, die Fornburger, dieses Haus zu vergeben – es zu verschenken! Wo bin ich hier nur?

»Oren«, beginne ich die Ablenkung: »Verstehe mich nicht falsch – ich bin dankbar für deine Gastfreundschaft –, aber: Wo bin ich wirklich?«

»Wie gesagt: In Fornburg!«

»Ja gut – aber wo liegt Fornburg? In welchem Land?«

»Ich verstehe nicht. Fornburg liegt an der Küste eines Meeres. Was, darüber hinaus, gibt es denn noch zu wissen?«

So komme ich offenbar nicht weiter. Dabei will ich Oren keinesfalls unterstellen, sich absichtlich ahnungslos auszugeben! Für mich klingen seine Worte nach Überzeugung.

»Wir unterscheiden hier stark nach Dingen, die notwendig sind und daher getan und gewusst werden müssen; und Dingen, die nicht in die erste Zuordnung fallen. Zu wissen, wie irgendwer dieses Land nennt, ist für uns bedeutungslos. Ohnehin hieß es vor vierhundert Jahren anders und wird in der fernen Zukunft auch wieder anders genannt werden. Das ändert aber nichts daran, daß diese Landschaft hier existiert, in der wir leben!« – Das stimmt im Wesentlichen mit meiner Philosophie überein und ich widerspreche nicht.

»Und wem gehört dieses Land?« – Oren lacht.

»Du wirst schnell lernen, daß Geld ebenso wie Besitzrecht hier keine Bedeutung zukommen. Deshalb geben wir dir auch dieses Haus und die Insel dazu!«

»Ihr könnt mir doch nicht einfach so ein Haus geben! Abgesehen davon will ich mich ja gar nicht hier ansiedeln! Und was meinst du mit Insel? Jemandem muß das Haus doch gehören, wenigstens dem Erbauer!«

»Der ist schon Jahre tot. Nun steht es leer.«, schwelgt Oren in Erinnerungen und versteht meine Aufregung gar nicht.

»Und hat das Haus keiner vererbt bekommen?«

»Nein. Nach seinem Tod steht es wieder der Gemeinschaft zur Verfügung. Da kann einziehen, wer will.«

»Und warum macht das dann keiner?« – Ich bin mir so sicher, daß ich Oren damit zu einer plausibleren Antwort gedrängt haben würde. Musste er mir jetzt sagen, daß es bis zur Unbewohnbarkeit verfallen sey und sie es deswegen loswerden wollen?

»Sieh dich um: Das Haus, in dem du stehst, habe ich vor etlichen Jahren mit meiner Familie bezogen. Oben gibt es ein Bett für meine Frau, eines für mich und zwei für unsere Töchter. Keiner von uns kann in zwei Betten gleichzeitig schlafen! Und auch zwei Dächer nutzen mir nichts, wenn ich mich nur unter einem einzigen aufhalten kann! Und sey versichert, daß jeder Einwohner von Fornburg genauso darüber denkt!«

Da bin ich sprachlos.

»Niemand stellt Ansprüche auf dieses Haus oder will etwas als Gegenleistung dafür!«, ergänzt Oren seine bemerkenswert philosophisch an klingende und idealistisch riechende Erklärung.

»Vielleicht solltest du noch wissen, daß wir das hier wie folgt handhaben.« Er scheint vorsichtig vorzugehen, um mich mit seinen Überraschungen nicht übermäßig zu schocken: »Jeder Neuankömmling ...«

»Neuankömmling? Wann kam denn der letzte an?«, unterbreche ich ihn hastig.

»Na ja, du bist ..., laß es mich kurz bedenken, der Erste seit ... Also der letzte, an den ich mich erinnern kann, kam vorletzten Frühling. Der junge Mann wollte allerdings unbedingt weiterziehen und sich hier keine Bleibe suchen. Schade, er sah geschickt aus. Na jedenfalls immer, wenn sich jemand nach Fornburg verirrt, fragen wir ihn, ob er bleiben will. Alles was er dazu braucht sind sein Wissen und seine Erfahrung – die bringt er in die Gesellschaft ein.«

»Und wer bezahlt ihn?«, scherze ich infam, fühle mich aber sogleich wieder beschämt:

»Bezahlt, sagst du? Niemand wird hier für irgendetwas bezahlt! Geld ist in dieser Siedlung nicht im Umlauf! Die Einwohner von Fornburg haben sich für das Leben entschieden, und sich von der Unterwerfung entsagt!«

»Unsinn! Wie soll das funktionieren? An wen verkaufst du deine Bücher zum Beispiel? Und erzähle mir nicht, die Leute geben dir ein Huhn für jedes Buch!«

»Nein, so läuft es tatsächlich nicht. – Willst du noch Tee? – In meinem Fall ist es so, daß mein Buchladen wie eine Bücherei ist: Die Einwohner holen sich ein paar Bücher, lesen sie und bringen sie wieder zurück. Auf diese Weise bleibt alles beisammen und sortiert – das ist dann meine Aufgabe, denn sie spielt auf mein Talent zur Organisation an. Sollte uns im Ausnahmefall ein Fremder besuchen, tauschen wir unsere Bücher gegen Gegenstände, Handwerkskunst und dergleichen.«

»Aha.« – mehr fällt mir dazu nicht ein. Gespannt lausche ich dennoch.

»Überhaupt läuft es in Fornburg darauf hinaus, daß jeder Einwohner eine bestimmte Aufgabe hat – und nur er allein diese Aufgabe ausfüllt, je nachdem was er besonders gut kann. Ich bin der Bibliothekar und außerdem Chronist des Ortes. Mathilda, meine Frau, ist die Ärztin. [So bestätigte sich also meine Ahnung!] Es gibt hier keine zwei Personen, die den gleichen Beruf ausüben. So wird Zank und Neid vermieden. Außerdem erweitert sich dadurch mit jedem neuen Einwohner das Spektrum an Handwerken und sinnvollen Fertigkeiten, die für unser Dorf von Nutzen sein können. Einfach, oder?«

Dieses Prinzip nachzuvollziehen, ist nun wirklich nicht schwer:

»... Und jeder Neuankömmling übernimmt eine noch nicht besetzte Nische?«, frage ich.

»Genau! Beispielsweise fehlt uns ein Getreidebauer, der sich mit der Anpflanzung von Emmer auskennt. So könnten wir die Kornvielfalt für unsere Bäckerei erweitern. Auch einen Flachser haben wir noch nicht. Wenn du also jemanden kennst, der ...«

»Schon klar.«, wüрге ich sein Werben ab. Mein Mißtrauen hält an: Eine Gesellschaft, die für Geld nichts übrighat und einfach lebt, weil sie leben will? Ein Ort, wo man mit seinem Beruf zur Gemeinschaft beiträgt und dafür von den Erzeugnissen und Fertigkeiten aller anderen mitprofitiert? Das klingt zu gut um wahr zu sein.

»Und wenn man zur Arbeit ... keine Lust hat und trotzdem bleiben will?«, frage ich vorsichtig und mit bestimmter Absicht: »... wird man auch dann noch geduldet?«

»Sicherlich.«, erhebt sich Oren über alle Zweifel: »Hier bei uns ist nicht wichtig, in welcher Weise man der Gemeinschaft beikommt: Ob der eine von morgens bis abends Korn mahlt oder ein Zweiter drei Stunden lang Fässer von einem Lagerraum zum nächsten rollt oder ob ich vier Monate lang nur zehn Minuten am Tag ein paar Bücher sortiere. Zur Arbeit zu gehen, ist jeder nur durch sein Gewissen gegenüber der Gemeinschaft verpflichtet. Es gibt gewiss niemanden, der alleine nur untätiger Nutznießer ist, solange alle anderen um ihn herum Hand anlegen. Wie gesagt trägt jeder bei, was er kann und will. Unsere Bäckerfamilie beispielsweise bäckt nicht, weil sie es müssen und noch nicht einmal, weil sie es können! Sondern allein deswegen, weil sie es zu Backen lieben! Weil sie sich darin perfektioniert haben und vor allen anderen dafür Bewunderung erhalten! Aber denke nicht, sie seien gute Müller oder Fischer! Dafür gibt es andere Leute!«

»Und was ist mit mir?«

»Das muß jeder für sich selbst entscheiden: Wie gesagt fehlt uns ein Emmerbauer; neben dem besagten Haus gibt es ein kleines Feld, das sich zum Getreideanbau eignen könnte. Auf diesem Weg könntest du, sofern du dich zu bleiben entscheidest, zur Gemeinschaft beitragen! Und wenn du dich damit nicht auskennst oder

nicht willst, dann laß' es eben gut sein! Niemand wird dich zu etwas zwingen!«, lächelt er.

Wenn es nur so einfach wäre!, denke ich mir. Das ist das Gleiche, als würde ich in den Urlaub fahren und ein Dorf besuchen, in dem man mich zu bleiben einlädt. So, als hätte ich kein anderes Leben und wäre vagabundierend so lange umhergezogen, bis das Schicksal mich hierherverschlägt. Das ist doch nie so einfach! – Dann denke ich ganz plötzlich an Annie!, der es genauso ergangen ist: Fortgerissen aus allem Vorherigen und in eine Welt verbracht, in der sie sich anzupassen hat.

Verlockend ist das Angebot, das gebe ich tapfer zu. Aber muß ich nicht auch an das Graublattal denken? An meine Rückkehr? An Annie!, die daheim wartet?

»Jetzt solltest du wirklich dieses Haus aufsuchen und morgen kommst du wieder her, bringst mir die Decken zurück und wir reden weiter. Mathilda wartet sicher schon darauf, daß ich ins Bett komme.«

»Was für Decken?«, schüttel ich benommen und überrumpelt den Kopf.

»Na diese hier!« – Er hebt einen Stapel Bettzeug und Decken auf die Theke. Woher die kommen, weiß ich nicht.

»Na schön.«, gebe ich die Diskussion schließlich auf, gehorche aber im Grunde bloß meiner Schläfrigkeit:

»Und wo ist dieses Haus nun? Und woher kriege ich den Schlüssel?«

Oren lacht abermals: »Keine Sorge! Du gehst einfach nach links runter zum Steg. Und das hier ist dein Schlüssel!«

Er tritt von der Theke zurück, geht zu einem Regal und zieht von oben einen dicken Wälzer mit rotbraunem Einband hervor; diesen legt er auf den Deckenstapel. Ich verstehe weder Wort noch Geste.

Er begleitet mich zur Tür und ehe ich bemerke wie mir geschieht, stehe ich auf der Straße vor seinem Geschäft, in den Armen ein Paket Decken und ein runzeliges Buch haltend.

Zugeben sollte ich allerdings, daß es eine einzigartige Erfahrung ist, nur mit den Kleidern auf dem Leib dort anzukommen und wie aus dem Nichts etwas zu Essen und sogar »ein Haus« geschenkt zu bekommen! Mir gefällt diese Mentalität, nur der Gemeinschaft gegenüber nützlich zu sein und sonst keine anderen Sorgen zu haben. Eine verlockende Welt. Oder nicht?!